d. 19. FEB 1941 2.929. (1940. Stadtbibliothek Dresden 4778 1808)

Nr. 1 18. Jahrgang Beilage zum General-Anzeiger Januar 1941

Ein interessantes Lößnitzer Verkehrsprojekt vor 60 Jahren

Unsere schöne Lößnitz ist schon immer ein beliebtes Ausflugsziel der Dresdner Bevölkerung gewesen und hat den Strom der Besucher an sich gezogen. Man fuhr gerne mit der Eisenbahn oder mit einer der gemütlichen, jetzt ausgestorbenen blauen Droschken, von deren Bock die blaubefrackten Droschkenkutscher ihre Rosinanten zu einem gemächlichen Zuckeltrab antrieben, hinaus in die Weindörfer, zumal zur Mostzeit, ließ die Kutschen auch draußen bei Weinberges in Zitzschewig warten, um am Abend bei sanftem Mondschein mit ihnen in seliger Federweißenstimmung wieder heimwärts zu gondeln. Billiger war es allerdings mit dem Dampfschiff, und man konnte von ihnen auch ungefährlicher dem Bacchus sein Sühneopfer darbringen, wenn man des süßen Lößnitzer Mostes zu viel genossen, als wie in dem ratternden, engen Eisenbahnkupee. Aber nicht nur zur Mostzeit und an Sonntagen war der Verkehr nach den Lößnitzorten ein recht beachtlicher. Hatten sich doch die Dörfer zwischen der Elbe und den Weinbergen seit dem siegreichen Kriege von 1870/71 zu recht stattlichen Wohngebieten entwickelt, in denen sich die Dresdner gerne ansiedelten. Der Berufsverkehr zwischen der Hauptstadt und der Lößnitz war ein recht lebhafter. Das brachte einen unternehmenden Dresdner Kaufmann, wie uns die alte Kötzschenbrodaer Zeitung vom 16. März 1881, also vor 60 Jahren, erzählt, auf die Idee, zwischen Dresden und der Lößnitz, außer der Eisenbahn und dem Dampfschiff, noch eine dritte Verkehrsmöglichkeit zu schaffen. Die elektrischen Straßenbahnen waren damals noch nicht erfunden. In Dresden fuhr man 1893 zum ersten Male elektrisch vom Schloßplatz am Terrassenufer entlang bis Blasewitz. Vor sechzig Jahren zuckelten noch die Pferdebahnen durch die Straßen der Residenz, 10 Linien von rund 42 Kilometer Gesamtlänge. Ja, man war vor 60 Jahren noch so vorsichtig und mißtrauisch auch gegenüber diesem harmlosen Vehikel, daß man es nicht einmal über die Brücke ließ. Nach langem Bedenken gab die Polizeidirektion erst 1882 die Erlaubnis zum Straßenbahnverkehr über die Albertbrücke. Eine Straßenbahnlinie etwa nach

der Lößnitz zu bauen, kam wegen der Länge der Strecke gar nicht in Betracht. Das heutige Automobilwesen war noch unbekannt. Aber eine andere Art von Kraftfahrzeugen kam damals in Aufnahme, die Dampfomnibusse, wie sie ein Fabrikant Bolle baute. Auf diese Art von Fahrzeugen richtete Wallerstein sein Augenmerk. Er beabsichtigte, einige von diesen Bolleschen Dampfomnibussen für den Verkehr nach der Lößnitz einzusetzen. Die projektierte Dampfomnibuslinie sollte vom Kaiser-Wilhelm-Platz durch die Leipziger Straße nach Pieschen, Mickten, Trachau und von da durch die Lößnitz führen und in Zitzschewig enden. Wallerstein tat die nötigen Schritte, um die behördliche Erlaubnis zum Betriebe dieser Dampfwagenlinie zu erlangen, die in der Lößnitz sehr willkommen gewesen wäre. Er erhielt sie auch auf Widerruf vom Rat zu Dresden für die Strecke auf Stadtgebiet. Auch die königliche Chaussee-Inspektion, die für die staatliche Straßenstrecke durch die Lößnitz in Frage kam, gab ein fast durchgängig günstiges Gutachten über den in Aussicht genommenen Dampfwagenverkehr ab. Nur die königliche Polizeidirektion und die Amtshauptmannschaft standen der Angelegenheit im März 1881 noch abwartend gegenüber. Die Sache scheint sich in die Länge gezogen zu haben und schließlich im Sande verlaufen zu sein, denn die Zeitung schweigt sich nach dieser einen Meldung über dieses interessante Verkehrsprojekt in der Folge vollständig aus. —th.

Casanova in Dresden

Walter Ilges hat wesentliches Material über Casanova zusammengetragen und dabei festgestellt, daß Casanova auf seinen Fahrten durch die Welt mehrfach in Dresden war.

Student, Abbé, Soldat, Schreiber bei einem Advokaten, Violinspieler im Theaterorchester zu Venedig, alle diese verschiedenen Berufe hatte er hinter sich, als er als 26jähriger 1751 ohne Arbeit in Paris saß. So jung hatte er schon Italien durchzogen, Korfu gesehen, sich in Konstantinopel umgetan und war schließlich über die Schweiz nach Frankreich gekommen. Hier versuchte er sich als Bühnenschriftsteller. Es gelang ihm alles. Nicht nur in der Liebe und im Spiel hatte er Glück. Drei seiner Stücke wurden aufgeführt, zwei davon am Hoftheater zu Dresden.

Warum in Dresden?

Seine Mutter, die Giacomo Casanova mit 17 Jahren gebar, war Mitglied der italienischen Komödientruppe des sächsischen Kurfürsten. Diese Beziehungen zu Dresden nutzte er aus. Mitte August 1752 ist er von Paris nach Dresden gekommen und hat sich hier etwa ein halbes Jahr aufgehalten. Zur Karnevalszeit 1753 wurde eine Komödie von ihm „auf dem königlichen Theater zu Dresden aufgeführet".

Daß Casanova über seinen ersten Dresdner Aufenthalt in seinen Memoiren über keine besonderen Erlebnisse berichtet, ist verwunderlich. Recht kurz schreibt er darüber. Von den schönen Mädchen, die in Sachsen wachsen, habe er nichts bemerkt. Sie haben ihm nicht behagt, und das galante Pariser Leben vermißte er scheinbar sehr.

1766 war Casanova zum zweiten Male in Sachsens Hauptstadt. „Die Sonne seines Glückes sank langsam gegen Abend". Er kam aus Polen. In Dresden wollte er sich ausruhen. Die letzten Jahre waren anstrengend und aufregend gewesen. Eben hatte er ein Duell in Warschau hinter sich. Seine Mutter lebte in Dresden von ihrem Ruhegehalt, sein Schwager war Hoforganist und sein Bruder Johann Direktor der kurfürstlichen Malerakademie. Abgestiegen ist er damals im Hotel de Saxe am Neumarkt. Seine Mutter wohnte im 3. Stock eines nahegelegenen Hauses. Es ist, als ob Dresden auf Casanova nie einen besonders nachhaltigen Eindruck gemacht hat. In seinen Memoiren sagt er auch

von diesem Besuch recht wenig. Von der Leipziger Herbstmesse kehrte er nach Dresden zurück und reiste kurz vor Weihnacht 1766 über Prag nach Wien weiter. Casanova verstand es auch in Dresden, Beziehungen zu bedeutenden Persönlichkeiten aufzunehmen. Er tat es mit dem russischen Gesandten am sächsischen Hofe, Fürst Bieloselski, und mit vier Angehörigen der gräflichen Familie Brühl.

1783, 1786, 1788 und 1797 war Casanova jeweils einige Tage in Dresden. Er kam zu seinen Nichten, das erstemal von Wien, die anderen Male aus Dux, wo er die Bibliothek des Grafen Waldstein verwaltete. In Casanovas Nachlaß fand sich ein französisch geschriebener Zettel, auf dem er peinlich notiert hatte, was er (zum letzten Besuch) nach Dresden mitnehmen wollte, was seine Hutschachtel und sein Wäschesack enthalten hat und was er in Dresden zu tun habe.

Der ehedem so temperamentvolle Glücksritter und Liebling der Frauen brachte wie ein guter Onkel Spielzeug mit, wollte nicht vergessen, Käse und Salami einzukaufen und mußte sogar für eine Duxer Dame Häkelgarn mitbringen.

Ferdinand v. Schill, der Freiheitskämpfer

An einem Hause des Dorfes Wilmsdorf bei Dresden liest man mit Erstaunen, daß hier am 6. Januar 1776 der große deutsche Patriot Ferdinand von Schill geboren sei. Die Inschrift beruht auf vollkommen verbürgter Wahrheit. Der Vater des Freiheitskämpfers, selber eine unruhige, kämpferische Natur, hatte als Offizier unter der österreichischen, preußischen und sächsischen Fahne gestanden. Während seiner sächsischen Dienstzeit war er Besitzer des Freigutes Wilmsdorf gewesen.

Es war für den Sohn selbstverständlich, daß er ebenfalls den Soldatenberuf ergriff, und zwar mit Hingabe und Begeisterung. Die schicksalhafte Niederlage der verbündeten preußischen und sächsischen Armee im Jahre 1806 bei Jena vermochte diese Begeisterung nicht zu dämpfen. Im Gegenteil, die Schmach des Vaterlandes rief in dem jungen Offizier geradezu alle vaterländischen Tugenden auf die Schanze. Bei der Verteidigung von Kolberg bildete er ein Freikorps, das sich durch Unerschrockenheit und Standhaftigkeit auszeichnete. Als Major und Kommandant des 2. Husarenregiments in Berlin beschloß er im April 1809, durch Einfall in das napoleonische „Königreich Westfalen" eine allgemeine Erhebung gegen den Korsen herbeizuführen. Nachdem er am 5. Mai mit der französischen Garnison Magdeburgs in Kampf geraten war, wandte er sich, ein hinreißendes Beispiel kühnen Draufgängertums, nach Mecklenburg, um von dort aus den deutschen Norden zu entflammen. Einer aus Dänen und Holländern bestehenden französischen Hilfsarmee gelang es, ihn nach Stralsund abzudrängen. Hier fand er am 31. Mai 1809 in heroischer Gegenwehr gegen eine erdrückende Uebermacht den Heldentod. Er sank in heißem Straßenkampfe vom Roß, eine klaffende Säbelwunde von der Hand eines dänischen Husaren in der Stirn, die Kugel eines Holländers im Hinterkopf. Auf Gewehren wurde die ausgeplünderte Leiche vor den französischen Oberkommandierenden gebracht. Einer hob an, dem General in französischer Sprache zu danken, daß er die Stadt von einem „Briganten" befreit habe. Der General aber hatte soviel soldatische Ehre im Leib, daß er aufsprang und rief: „Kein Brigant, ein Held!"

Als ein Held ist denn auch der Schill ins deutsche Bewußtsein übergegangen. Immer, wenn es sich darum handelt, der Nation an einem leuchtenden Beispiel darzutun, was furchtloses, von Patriotismus loderndes Kämpfertum bedeutet, wird sein Name in Ehrfurcht und Ergriffenheit genannt werden. Es ist auch offenbar kein bloßer Zufall, daß die beiden Romantiker der deutschen Freiheitsbewegung, die die Geschichtsschreibung kennt, Ferdinand von Schill und

Theodor Körner, geborene Sachsen waren und aus der Dresdner Landschaft stammten. Jedenfalls waren sie es, die den Ruf zu deutscher Freiheit zum erstenmal weithin sichtbar und für alle Volksgenossen verständlich erhoben, und jedenfalls haben sie dadurch, daß sie sich selbst dem Vaterland zum Opfer brachten, jenes unwiderstehliche Signal mit gegeben, das die gesamte Nation wie ein Mann in den siegreichen Endkampf riß. Kurt Arnold Findeisen.

Erklärung des Namens „Erzgebirge"

Der Geograph Ptolemäus hat, wie Forscher annehmen, das Erzgebirge „Sudeta-Gebirge" genannt. Sein Sudeta-Gebirge aber war der Gebirgszug, der sich von der Werra im Thüringer Walde bis ans Riesengebirge hinzog. In der engeren Begrenzung von der bayrischen Grenze bis an die Elbe trug es als ersten urkundlich nachweisbaren Namen die Bezeichnung: Fergunna. Bedeutende Forscher haben sehr voneinander abweichende Erklärungen für diesen Namen gefunden. Er ist aus germanischen Sprachteilen entstanden. Die erste Silbe enthält das althochdeutsche Fior, die Föhre, die Tanne. Im Gotischen nannte man diesen Baum fair, im Nordischen Fiör, im angelsächsischen Fir. Die zweite Silbe bedeutet so viel wie regio, Gegend.

Eigenartig ist, daß weder in einer Urkunde vom Jahre 967, noch in einer des Papstes vom darauffolgenden Jahre das Erzgebirge bei einem besonderen Namen genannt, sondern einfach mit „dem Walde" bezeichnet wird, der von der Elbe bis zum Ursprung der Mulde reicht (gemeint ist die Zwickauer Mulde).

Im 10. und 11. Jahrhundert ist für das Erzgebirge eine besondere Bezeichnung aufgetaucht. 974 schenkte Kaiser Otto dem Stift Merseburg einen Wald, den er „Mirquido" nannte. Weiter erwähnt der Chronist Thietmar von Merseburg diesen Gebietsteil mit „Miriquidi" noch einmal, als 1004 Kaiser Heinrich II. gegen den Herzog Boleslav von Böhmen zu Felde zog. Der Forscher Gautsch sagt 1868 wörtlich: „Daß mit dem Namen Miriquidi der Gebirgswald gegen Süden, das heutige Erzgebirge gemeint sei, bedarf wohl keines weiteren Nachweises." Dann wieder ist etliche Jahrhunderte lang für das Erzgebirge keine andere Bezeichnung gebräuchlich als „der Wald".

Auch Miriquidi wird vom Forscher als rein deutschen Ursprunges erkannt. Mirk, myrkr war in niedersächsischer und skandinavischer Mundart dunkel, finster. Widr (altnordisch), Widu (angelsächsisch), witu (altdeutsch) bedeutete Holz, Wald. Schwarzwald und Dunkelholz sind für das Erzgebirge gewiß passende Bezeichnungen, da Fichte und Tanne in ihm vorherrschen.

Paul Schneevogel nennt 1490 in einer Fabel das Erzgebirge „den böhmischen Wald". Auch im 16. Jahrhundert ist dieser Name noch gebräuchlich. Nach Thomas Murners Ulenspiegel (1519) liegt Dresden „vor dem Behemerwald an der Elbe". Pfarrer Matthesius zu St. Joachimsthal schrieb 1562 über die Entdeckung des Silbers bei Freiberg: „Da es Silber hält, wenden sich etliche Sachsen herauf an das Behemische gebirg". Auch in Albinus Meißnischer Land- und Bergchronik begegnet uns für Erzgebirge nur die Benennung: das böhmische Gebirge. Von dieser ging Albinus später dazu über zu sagen: „Ertzgebirge". Aber er teilt das Gesamtgebiet in lauter einzelne „Ertzgebirge" ein, so eins bei Freiberg, bei Geyer usw.

Der Freiberger Chronist Möller kommt in der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts wieder „auf den Gebirgen, die Ptolemäus Sudetes nennt" zurück. Erst seit 1714 hat sich, zuerst nach einer diesbezüglichen Veröffentlichung in Junckers Geographie, der Name „Erzgebirge" eingebürgert.

Z. 1929. Stadtbibliothek Dresden 4778
19 FEB 1941

Die Elbaue

Blätter für sächsische Heimatkunde

Nr. 2 | 18. Jahrgang | Beilage zum General-Anzeiger | Februar 1941

Verschwundene Dörfer

Eine heimatgeschichtliche Skizze von A. Schruth

Wenn in den nachfolgenden Zeilen von verschwundenen Dörfern gesprochen wird, so nicht von solchen Ortschaften, die durch Eingemeindungen und Zusammenschlüsse mit größeren Orten in diesen aufgegangen sind und ihre bisherige Selbständigkeit und damit auch ihren geographischen Namen verloren haben. Die Rede soll vielmehr von solchen Dörfern sein, die vollständig vom Erdboden verschwunden sind, von deren einstiger Existenz der Heimatforscher nur noch in alten Schriften und Aktenfaszikeln Kunde und Zeugnis findet. Und derartiger Dörfer hat es in der näheren und weiteren Umgebung der Lößnitz eine ganze Anzahl gegeben. Das am meisten bekannte Beispiel eines solchen verschwundenen Dorfes ist das des ehemaligen Ortes Kreyern im Friedewalde, dessen Name heute noch als Forstbezeichnung fortlebt. Von diesem verschwundenen Dorfe soll in der Folge noch weiter die Rede sein, da wir über sein Bestehen und Vergehen sehr genau und ausführlich unterrichtet sind. Wer aber außer einigen Heimatkundlern weiß etwas von einem verschwundener Dorfe, dessen einstige Fluren im Osten unserer heutigen Stadt Radebeul am Ausgang des Seegrabens lagen und an die Felder des alten Dorfes gleichen Namens grenzten. Dieses Dorf, Gleina genannt, lag vor Jahrhunderten an der Jungen Heide zwischen Radebeul und Trachau. Seine Flur ist heute noch nach ihrer Lage den Geschichtskundigen bekannt. Sie wurde ungefähr begrenzt von den Seewiesen im Westen, der Leipziger Straße zwischen deren Bahnunterführung und der Fechnerstraße im Osten, der Bahnlinie im Norden und der Kötzschenbrodaer Straße in Dresden im Süden. Die Fechnerstraße und die Rankestraße durchschneiden mit anderen die alte Dorfflur. Ein Verbindungsweg von Mickten nach Norden führte auf diese alte Siedlung zu. Ein Dresdener Straßenbuch aus dem Jahre 1905 erwähnt diesen alten, schon 1623 angeführten Weg unter Verkennung seines Namensursprungs als „Kleinscher Weg".

Um 1250 herum wird Gleina zum ersten Male genannt. 1378 erscheint es in den Zinsregistern des herzoglichen Amtes Dresden und wird in den drei Ausfertigungen desselben als Gleina, Glyne und Gleyne aufgeführt. Mit dem

Ausgang des 14. Jahrhunderts erscheint das Dörfchen schon als aufgegeben. Seine Felder gingen in den Fluren von Kaditz, Mickten und zum kleinen Teil auch in der von Radebeul auf. Weshalb seine Bewohner es aufgaben, darüber fehlt uns jede Kenntnis. 1633 wird die Flur von Gleina zum letzten Male, und zwar als „wüstes Dorf" erwähnt: Die Zinsen geben die Leute zu Kaditz, Serkowitz, Radebeul, Uebigau und Trachau, so Felder in dieser Flur haben, heißt es da.

Ist man, wie erwähnt, über die Gründe, die zum völligen Verschwinden von Gleina geführt haben, ganz im Unklaren, so kennt man die Veranlassung der Aufgabe eines anderen Ortes, des Dorfes Ostra, um so besser.

Ostra lag vor dem Wilsdruffer Tore Dresdens, jenseits der Weißeritz, die damals noch in ihrem ursprünglichen, der Stadt näher gelegenem Bette zur Elbe floß. Einen Herrenhof, elf Bauernhöfe und etliche kleinere Anwesen umfaßte die Gemeinde, die bis 1559 zum Gericht Briesnitz und mit diesem zum bischöflich-meißnischen Amte Stolpen gehörte. Mit der Aufhebung des Bistums Meißen ging Ostra in die Gerichtsbarkeit des kurfürstlichen Amtes Dresden über. Dieses Dorf verschwand im weitesten Sinne des Wortes restlos von seinem Platze. Der Kurfürst August, den die Geschichte „Vater August" nennt, beabsichtigte, auf der Dorfflur ein Kammergut zu errichten. Er kaufte deshalb die Ostraer Bauern aus und bot ihnen für ihre alten Felder neues Land auf der Flur des alten zum Stifte Alten-Zella gehörigen Klostergutes Leubnitz bei Zschertnitz an, das nach der Reformation sequestriert und in Staatsbesitz übergegangen war. Die Eigentümer des Ostraer Herrenhofes, die Dresdener Patrizier Monhaupt, wurden mit dem Gute Daubnitz bei Lommatzsch abgefunden.

Die Bauern aber brachen nach dem alten Rechtsgrundsatz, daß das, was die Fackel verzehrt, „fahrende Habe" sei, ihre Häuser ab und fuhren sie mit ihrem sonstigen beweglichen Besitz um die Festung herum, um sie in Leubnitz wieder aufzubauen. Entstand so beim alten Klostergut Leubnitz der Ort Leubnitz-Neuostra, so richtete der Kurfürst auf den alten Ostraer Feldern das neue Ostra-Vorwerk ein, das jahrhundertelang bis in die jüngste Vergangenheit bestand.

In nächster Nähe dieses umgesiedelten Dorfes Ostra lagen noch zwei andere Orte, die total verschwunden sind. Auch ihr ehemaliges Bestehen ist wie das von Gleina nur aus alten Akten bekannt. Das eine der beiden hieß Rostagk. Seine Flur lag zwischen Löbtau und Cotta. Sie war 144 Acker groß. Das Dorf zinste nach St. Afra zu Meißen. In alten Flurverzeichnissen findet man noch den Flurnamen „die Rostäcker" als Erinnerung an dieses verschwundene mittelalterliche Dorf. Er und die kärglichen archivalischen Nachrichten sind aber auch fast das Einzige, was man von Rostagk weiß. Unbekannt aber sind der Grund und der Zeitpunkt des Verschwindens dieses Ortes. Man weiß nur, daß es im 15. Jahrhundert noch bestand.

Aehnlich ist es mit dem zweiten Dorfe, das in der Nähe von Ostra lag, mit dem Dorfe Wernten. Im 11. Jahrhundert wird sein Bestehen urkundlich bezeugt. Im Jahre 1071 soll es vom Bischof Benno im Tausch gegen andere Dörfer an einen sagenhaften Edlen Bor gekommen sein. Allen vor dem Jahre 1075 liegenden Urkunden des Stiftes Meißen wird von der Geschichtswissenschaft Mißtrauen entgegengebracht, da in diesem Jahre ein Brand das Stiftsarchiv vernichtete. Im vorliegenden Falle aber spielt es keine Rolle, ob dieses Dokument das echte oder eine nach dem Brande angefertigte Kopie ist. So oder so wird durch das Schriftstück das Vorhandensein von Wirnotine, wie damals das Dorf genannt wurde, bezeugt. Es lag in der Gegend des heutigen Alberthafens. Die ständige Hochwassergefahr soll die Bauern zur Aufgabe des Ortes veranlaßt haben. 1468 wird Wernten als wüst bezeichnet. Seine letzten Flurstücke kaufte Kurfürst August 1569 für sein Ostravorwerk auf.

Zu den verschwundenen Orten unserer Gegend gehört auch das Dorf oder der Weiler Bortzen, der zwischen Mickten und Uebigau lag. 1324 wird es einmal erwähnt. Es gehörte zum Kirchspiel Kaditz wie seine genannten Nachbarorte. Einer seiner Bauern wird noch 1570 genannt. Was mit dem Orte geschehen, ist nicht erkennbar. Anzunehmen ist, daß der Weiler, wie wahrscheinlich auch der Ort Kleinmickten, der 1402 in einer Zinssache angeführt wird, mit ihren Fluren in denen von Uebigau und Mickten aufgegangen sind.

Das bekannteste Beispiel vom Verschwinden eines Dorfes ist, wie schon eingangs gesagt, das Dorf Kreyern im Friedewalde. Dem Dorfe widerfuhr dasselbe Schicksal wie der Gemeinde Ostra. Es verschwand durch einen fürstlichen Machtspruch. Und zwar war es auch der Kurfürst August, der es verschwinden ließ. Der Landesdenkmalspfleger Dr. Bachmann hat im vorigen Jahre über das Schicksal von Kreyern eine sehr ausführliche Arbeit in den Heften des Landesvereins Sächsischer Heimatschutz veröffentlicht und den Hergang der Umsiedelung der Kreyerner Bauern eingehend berichtet. Danach wird das Dorf zuerst 1421 genannt und als Besitzer die Familie der Dresdener Patrizier Kundige, denen in der Lößnitz auch Naundorf und Zitzschewig gehörten. Zwei Angehörige dieser Familie werden in diesem Jahre als „zcu Kryer gesessen" erwähnt. Kreyern muß schon um diese Zeit ein stattliches Dorf gewesen sein, denn es besaß, wie Dr. Bachmann nachweist, sogar eine eigene Kapelle.

Um 1550 umfaßte das Dorf 21 Höfe und eine Anzahl Gartennahrungen. Dr. Bachmann führt in seiner Abhandlung über Kreyern die Namen der Besitzer dieser 21 Höfe an, die nach längeren Verhandlungen auf Verfügung des Kurfürsten ihre Heimat verlassen mußten. Kurfürst August betrieb die Umsiedelung der Bauern, um seine Wildbahn im Friedewald zu erweitern und abzurunden. Am 19. September 1557 erfolgte die Uebergabe des Ortes an den Kurfürsten. Auch hier nahmen die Bauern, wie die von Ostra, ihre Häuser und sonstige fahrende Habe mit und bauten ihre Höfe in den Fluren von Coswig und Zaschendorf, wohin sie der Kurfürst gewiesen, wieder auf. Auf dem Gelände des verlassenen Dorfes errichtete man, wie bekannt, einen Viehhof, der u. a. den Dünger in die kurfürstlichen Weinberge der Lößnitz zu liefern hatte.

Wenn über die ganze Angelegenheit der Aufhebung des Kreyerndorfes und über die Gründe derselben bisher verschiedene Lesarten bestanden, und mitunter auch angebliche Differenzen zwischen dem Kurfürsten und den Karrassen zu Coswig, die ebenfalls an dem Dorfe interessiert waren, als Ursache genannt wurden, so hat jetzt die Arbeit Dr. Bachmanns darüber völlige Klarheit geschaffen.

Die Reihe der verschwundenen Dörfer unserer Gegend wäre damit erschöpft. Allenfalls könnte man noch des ehemaligen Dorfes Gruna gedenken, das schon vor fast vierhundert Jahren (1559) mit Niederwartha vereinigt wurde, als Kurfürst August es vom Domkapitel zu Meißen übernahm. Aber dieses Dorf ist ja nicht, wie die anderen in diesen Zeilen genannten, im eigentlichen Sinne des Wortes verschwunden, sondern eben nur in einem anderen Gemeinwesen aufgegangen. Heute ist kaum noch mehr als eine karge Erinnerung an die einstige Selbständigkeit dieses Dorfes und an seinen Namen übrig.

Wenig bekannt ist es, daß auch die Gauhauptstadt Dresden zur gleichen Zeit, als Gruna mit Niederwartha vereinigt wurde, einige Dörfer in sein Weichbild aufgenommen hat. Das eine davon ist das dem Hochstift Meißen gehörige Dorf Poppitz, dessen ehemaliger Dorfplatz hinter der Annenkirche noch heute erkennbar ist, und der auch den alten Dorfnamen weiter trägt. 1359 wird es als Popuwitz dem Meißner Bischof als Eigentum in einer Kaiserurkunde überwiesen. Das zweite Dorf, das zu derselben Zeit in Dresden aufging, war Fischersdorf, dessen Anlage noch im heutigen Fischhofplatz zu erkennen ist.

Wenige werden wissen, daß auch in dem Namen der Rampischen Straße die letzte Erinnerung an ein Dorf steckt, das schon im 15. Jahrhundert ver-

SLUB
Wir führen Wissen.

schwunden ist. Zu Anfang des 14. Jahrhunderts wird es als Ramvolitz urkundlich genannt. Es lag etwa in der Richtung der heutigen Pillnitzer Straße und die nach ihm hinführende Gasse hieß 1396 Ramtitzgasse, hundert Jahre später Rampische Gasse, welcher Name der Straße bis auf den heutigen Tag geblieben ist.

Wie sich der Kalender entwickelte

Der Kalender fehlt heute in keinem Hause mehr. Er ist ein unentbehrliches Inventarstück geworden. Nicht immer wurde er in dieser handlichen Form hergestellt, wie wir ihn jetzt vor uns sehen. Früher war man mit den Ansprüchen an einen Kalender auch bescheidener, der Kalender sollte weder belehren noch unterhalten. Er sollte nur die Tagesreihen der Jahre angeben. Der erste gedruckte deutsche Kalender stammt aus dem Jahre 1439. Er besteht in zwei einfachen Holztafeln, auf denen die einzelnen Tage verzeichnet sind. Noch heute wird dieses wertvolle kulturhistorische Dokument in der Berliner Staatsbibliothek aufbewahrt. Besonders von Augsburg, Ulm, Erfurt und Straßburg aus wurden Kalender aller Art in den deutschen Landen verbreitet. Von Jahr zu Jahr wurden sie umfangreicher und nahmen bald einen belehrenden Charakter an. Aus den beiden einfachen Holztafeln wurden kleine Bücher, die außer den Tagesreihen ein Verzeichnis der Kirchenfeste, die Namen von Märtyrern und die sogenannten „Kalenderpraktiken" enthielten. Mit diesen Kalenderpraktiken hatte es eine besondere Bewandtnis; sie stellten die Angabe derjenigen Tage im Jahre dar, an denen ein Aderlaß, ein Schwitzbad oder die Einnahme von Medizin als besonders vorteilhaft galt. Im abergläubischen Mittelalter hielt man an diesen Angaben mit großer Zähigkeit fest. Später fügte man dem Kalender auch astronomische und astrologische Mitteilungen bei. In Kriegszeiten tauchten früher auch besondere Kriegskalender auf; es gab weiter sogenannte Tod-, Jammer-, Pest- und andere eigenartige Kalender. Mit der Zeit bürgerten sich in den Kalendern auch die Bilder ein. So entstanden allmählich die modernen Kalender.

Speisekarte einer Schlange

Mit dem Anschluß der Ostmark ist der deutschen Schlangenfamilie ein Glied zugeführt worden, das den Anspruch erheben darf, in Europa das Reptil mit dem größten Speisezettel zu sein. Es handelt sich um die Spitzkopfotter oder Wiesenviper. Sie lebt gewöhnlich in flachem Grasland und kann bis zu 70 Zentimeter lang werden. Im allgemeinen sind aber nur Tiere von einem halben Meter Länge zu sehen. Als Giftschlange ist sie für den Menschen kaum gefährlich; einmal gibt sie zu wenig Toxin ab, zum anderen benutzt die Spitzkopfotter ihre Giftzähne hauptsächlich als Fangwerkzeug beim Erjagen der Beute und als Greifhaken zu deren Beförderung in den Schlund. — Ihre Mahlzeiten werden von Geradflüglern verschiedener Gattungen und Arten bestritten. Bevorzugt sind Heuspringer, Warzenbeißer und Laubheuschrecken, und zwar in beachtlichen Mengen. „Sie werden — wie es im „Kosmos" heißt — beschlichen, plötzlich ergriffen, im Maul behalten und durch die Giftwirkung gelähmt. Mittlere Tiere nehmen gern Zauneidechsen, die in jähem Vorstoß erfaßt werden. Der Schlingakt tritt oft erst in einer halben Stunde ein, wenn die zählebige Eidechse einigermaßen betäubt ist." — Mittlere Wildmäuse und weiße Mäuse, letztere sogar in verendetem Zustand, gehören ebenfalls zum Speisezettel der Spitzkopfotter. Von einem Jungtier wurde auch einmal eine Blindschleiche angenommen, nach Beobachtung des Forschers H. St. Gayda, dem es gelungen ist, diese Otter zu züchten.